Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 1 (1911)

Heft: 36

Artikel: Im "sonnigen" Süden

Autor: Trösch, E.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-638775

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Und da möchte ich nun wieder die Berner verteidigen, indem ich mich auf Schiller und Lessing berufe. Recht viele bleiben unserem Theater deshalb fern, weil es den Geschmack seiner Zuschauer am Wiener oder Berliner Vorstadtpublikum abschätzt nnd Stücke bringt, die für diesen Geschmack berechnet sind. Ich vermute, die Theaterleitung möchte das Beste tun, um das Haus zu füllen. Da rechnet sie nicht mit der Kritik, die die Pflicht hat, solche „Zugstücke" abzulehnen. Ich möchte hier gerade über den „Leibgardisten" von Franz Molnar ein Wort verlieren. Das Stück appelliert ziemlich stark an jenen Geschmack, ist aber keine Fabrikware, wie O. V. im „Bund" schrieb. Es hat mich zwar auch nicht befriedigt; es ist mir — ich muß es gestehen — nicht moralisch genug. Oder soll das einem erheben, mitanzusehen, wie eine Frau nach sechsmonatlicher Ehe ihren Gatten hintergeht. Zum Glück für das Stück ist man bis zum Schlusse über ihre Moral im Zweifel; man hält sie für besser als sie ist. Der Schluß, so wie er ist, bedeutet eine Stimmungsbrechung; wir selbst, die wir einen andern Schluß erwartet haben, werden ausgelacht und gehen verstimmt nach Hause.

Aber amüsant ist das Stück auf alle Fälle. Ob es mehr die Kunst der Schauspieler als die des Dichters war, die mich gut unterhielt, möchte ich nicht entscheiden; jedenfalls ist die Handlung geschickt erfunden und die Sprache, wenn nicht sehr geistvoll, so doch fein pointiert und gebildet. Ich finde darum eine schlanke Ablehnung des Stückes nicht berechtigt. — Es ist im Grunde bedauerlich, daß Theater und Kritik nicht bessere Fühlung haben. Sie sollten einander besser bedienen. Warum las man vor der Aufführung in der Tagespresse nichts über das Stück, das erstmals aufgeführt werden sollte, nichts über seinen Inhalt, den Verfasser? War das eine flaue „Eröffnung"! Jede Sommerwirtschaft macht mehr Propaganda, wenn sie ihre Fensterladen öffnet. Und mit Recht. Der Berner will wissen, wofür er sein Geld ausgibt, darum muß man ihm die Sache auch anrühmen. Hinwiederum sollte die Kritik ihr Roß nicht allzu knapp satteln. Wenn man dem Publikum bloß versichert, das Stück tauge nichts, so geht es eben nicht ins Theater, sondern irgendwo in eine Schaubude, die tüchtig Propaganda macht, oder es bleibt daheim bei einem schlechten Romane. Damit ist der Bildung des Volkes ebensowenig gedient wie dem Theater, das muß der Kritiker bedenken. Der Theaterdirektor hat eine schwierige Stellung inne; er soll können, was andere Menschen nicht können: zweien Herren dienen, der Kasse und dem guten Geschmack. Dieser Tatsache sollte der Kritiker Rechnung tragen. Man verlange nicht mehr von den Haushaltern . . . H. B.

Im «sonnigen» Süden.

Reise- und Hitzeplauderei von E. Trösch, Bern.

Italienische Zeitungen jammern immer wieder über den schlechten Besuch, durch den sich die Ausstellungen und Fremdenstädte Italiens seit Sommer-Anfang auszeichneten. Die Italiener haben die ganze zivilisierte Welt auf ihre Jubiläumsfeierlichkeiten- und Ausstellungen zu Gaste geladen, und jetzt: Gähnende Leere in Rom, dürftige Fremdenzahl in Florenz, spärlich besetzte Tribünen an den Ausstellungsfesten in Turin. Von Neapel und Venedig gar nicht zu reden, die als cholera-verdächtig selbst von denen gemieden werden, die der Zufall allenfalls noch nach Rom oder Florenz verschlägt.

Kein Wunder, daß die italienische Presse schimpft. Der schlechte Besuch mag weithin spürbar sein; jedenfalls nimmt man ihn gewaltig aufs „Puntenöri". Und ein Mailänder Blatt hat auch gleich den wahren Grund der unheilvollen Erscheinung herausgefunden: die Schweizer Hoteliers sind's natürlich, die die Millionen, welche nach Italien zu strömen im Begriffe standen, mit abenteuerlichen Behauptungen und grusligen Geschichten in der Schweiz zurück gehalten haben. Das Wortspiel „Wilhelm Tell oder Wilhelm Hotel?" wird wieder aufgewärmt, ein bißchen Chauvinismus, ein wenig Neid kommen hinzu, und die Anklagerede ist fertig, der „wahre Grund" ist gefunden.

Als ob die Schweizer Hoteliers noch vor dem Besuch Italiens zu warnen brauchten! Als ob das nicht ganz von selbst und auf die denkbar gründlichste Weise durch die seit Monaten überall herrschende fürchterliche Hitze und durch die paar Cholerafälle, die auf amtlichem Wege der Presse bekannt gegeben wurden, besorgt worden wäre!

Was mußte ich nicht alles hören, als ich einigen Freunden davon sprach, meine Sommerferien zu einem Besuch der florentinischen und römischen Ausstellungen benutzen zu wollen! „Was fällt Dir ein! — Bist Du bei Trost? — Wem wird es denn einfallen, in diesem fürchterlichen Sommer nach Italien, ausgerechnet nach Italien zu gehen! — Na, möge der „sonnige" Süden Dich mit Hitzschlägen segnen; ich geh auch nach dem Süden, aber nur bis zum „Bueber" hinunter." Und ängstlichere Gemüter warnten mich eindringlich vor der Cholera, die gerade deswegen gefährlich sein mußte, weil die Zeitungen nur selten über die vereinzelten, amtlich gemeldeten Fälle berichteten.

So riet und warnte man. Ich ging trotz alledem.

Mittags nach ein Uhr kam ich in Florenz an. Ich hatte also gleich auf der Hinreise Gelegenheit gehabt, die bösen Hitzeprophezeihungen aus der Heimat auf ihre Richtigkeit zu prüfen. Nun, ich möchte nicht gerade behaupten, daß es in den überfüllten Kupees „angenehm kühl" gewesen sei — wie im Tea-Room der Confiserie Wenger. Aber viel schlimmer als in überfüllten Mittagszügen der S. B. B. war es sicherlich auch nicht. Ein frischer kräftiger Luftzug strich durch das Wagenabteil, und die mitreisenden Mailänder und Bolognesen wußten es stets so einzurichten, daß kein Sonnenstrahl ins Kupee drang. Die Fächer der anwesenden Damen waren in emsiger Bewegung. Eine kleine Mailänderin, mit der sichs angenehm über die oberitalienischen Städte und Schönheiten plaudern ließ, war liebenswürdig genug, den Fächer so zu führen, daß sein kühlender Hauch auch mir zugute kam. So war es jedenfalls sehr wohl zum Aushalten. Ich habe auf mancher Fahrt nach Zürich, Basel oder auch nach Thun, weit mehr Schweiß vergossen als auf dieser sechsstündigen Fahrt von Mailand nach Florenz.

Ein übler Nachteil machte sich freilich auf der Fahrt durch die Täler des Apennin bemerkbar. Beim Passieren der vielen kleinen Tunnels wurden die Fenster selten geschlossen, und da unser Wagen nur wenige Achsen hinter der fortwährend qualmenden Lokomotive eingehängt war, so glich unsere Gesellschaft bald einer Vereinigung von Maschinenheizern oder Kohlenträgern. Das ist ja überhaupt die unangenehmste Seite einer längeren Eisenbahnfahrt in Italien: Ob man nun in erster, zweiter oder dritter Klasse fährt, man steigt am Bestimmungsorte in einem Zustande aus, der jeder Beschreibung spottet. In den Expreßzügen gibt es ja freilich Toiletteeinrichtungen; allein sie sind entweder ständig besetzt, wenn man sie zu benutzen wünscht, oder sie enthalten kein Wasser. Man tut daher gut, einen leichten Reiseüberwurf, den man bis zum Halse zuknöpfen kann, mitzunehmen, um so wenigstens die Kleider etwas zu schonen.

In Florenz fand ich die Hitze ebenfalls sehr erträglich, jedenfalls war sie durchaus nicht derart, wie man sie sich in der Schweiz vorstellt. War die Temperatur vielleicht auch 2 bis 3 Grad höher als in Bern, so war in ausreichendem Maße für Abwehrmaßregeln gesorgt. Eisgetränke, Sorbetti, Granite und Gelati werden überall verkauft, und sie verrichten an schmachtenden, durstigen Menschen Wunderdienste. Die Straßen werden emsig befeuchtet, und — was noch mehr wert ist und mir besonders angenehm auffiel — sie werden außerordentlich sauber gehalten, selbst die kleineren Nebengassen. Während diese Reinlichkeit seit vielen Jahren schon ein besonderer Vorzug der Straßen von Mailand gewesen, scheinen nun auch die Behörden von Florenz und Rom und anderer Städte die Vorteile eines wohlorganisierten Reinigungsdienstes eingesehen zu haben. Unterdessen aber sind ihnen die Seidenherren der nördlichen Metropole schon wieder um ein Stück vorausgeeilt. Ich habe nämlich in Mailand einen städtischen Angestellten in flotter Uniform beobachtet, dessen Tun mich höchlich überraschte. Er machte den Eindruck eines wohlbezahlten Beamten und trug in der einen Hand einen eckigen Gegenstand von mäßigem Umfang, einem Malkästchen nicht unähnlich, in der andern ein leichtes elegantes Stöckchen. So ging er langsam auf dem Trottoir dahin. Plötzlich senkt sich das Kästchen, legt sich platt an den Boden, öffnet sich — eine leichte Bewegung des Stöckchens — und irgend ein Papierfetzen, eine Orangenschale oder ein Zigarrenstummel, der das saubere Trottoir verunzierte, ist in dem Kästchen verschwunden. Auf solche elegante Weise wird in Mailand tagsüber das Trottoir der frequentiertesten Straßen gereinigt!

In Rom wie in Florenz vermied man es, die ersten Nachmittagsstunden zur Besichtigung der Stadt oder einzelner Straßen und Plätze zu verwenden. Man bekämpft die Hitze eben am besten, indem man ihr — aus dem Wege geht. Ich suchte um diese Tagesstunde irgend eines der kühlen Museen auf, die meist von 10—3 Uhr geöffnet sind und verbrachte den Rest der heißen Tagesstunden in einer nahe gelegenen Kirche, deren hohe weite Räume von wunderbar erfrischender Kühle erfüllt sind. An andern Tagen hielt ich auf meinem Zimmer Siesta und ging erst nach drei oder vier Uhr aus. Ob ich es nun so oder anders anstellte, immer kam ich auf meine Rechnung; ich fand die Hitze sehr erträglich und hätte es nach Belieben zwei oder drei Monate in Florenz oder Rom ausgehalten, wenn meine Ferien nicht viel früher zu Ende gegangen wären.

Am gründlichsten war die Mittagshitze zu vertreiben, wenn man um diese Zeit den wunderherrlichen Dom San Pietros aufsuchte. Zuerst hatte man freilich eine Art Purgatorio zu durchschreiten. Den riesigen, gepflasterten, von den Kolonnaden Beruinis umsäumten Vorplatz des Domes um diese Zeit in seiner ganzen Ausdehnung zu überschreiten, das war keine Kleinigkeit. Den Hut tief in der Stirne, die Hand über den schmerzenden Augen, so hastet man über die glühenden Steinfliesen, hart an einer der riesigen Fontänen vorbei, um dort einen kühlenden Lufthauch zu erhaschen oder in dem feinen Wasserstaub, der weit herumgetragen wird, Gesicht und Hände zu kühlen. Aufatmend steht man endlich in der Vorhalle des Domes. Eine Vorhalle, so hoch und breit und lang wie das Mittelschiff mancher stattlichen Kathedrale! Wie kommt es nur, daß hier ein so intensiver Luftzug herrscht, während doch eben noch draußen kein Lüftchen die heißgebrannte Luft bewegte? Wir treten unter einen der Eingänge zum Inneren des Domes. Wir müssen nach dem Hute greifen, um zu verhindern, daß er uns vom Luftstrom mitgerissen wird, der mit voller Macht durch die riesigen Portale in die Vorhalle hinausflutet. Es gibt keine andere Erklärung für diesen mächtigen Luftstrom als die Temperaturdifferenz zwischen den ungeheuren Räumen des Tempelinnern und der Piazza di San Pietro. Ein im Dienste des Papstes stehender Schweizer Gardist, den ich zufällig treffe, versichert mir, daß in diesen Räumen Sommer und Winter ungefähr dieselbe Temperatur herrsche. Und in der Tat! Draußen die sengende Hitze des römischen Juli, die Hitze des Purgatorio. Da drinnen die wunderbar belebende Kühle eines ewigen Frühlings, die Kühle des Paradiso! Es braucht wohl kaum gesagt zu werden, wie sehr diese herrliche Temperatur eine ruhige Bewunderung der tausend Schönheiten des Doms und eine beschauliche Versenkung in seine wunderbaren, riesenhaften Raumverhältnisse begünstigt.

Mag auch der Mittag und Frühnachmittag in Florenz oder Rom etwas heißer sein als in Bern, der Spätnachmittag und Abend erschien mir namentlich in Rom eher angenehmer als bei uns. Während bei uns in späten Nachmittagsstunden oft eine schwüle, drückende, brütende Hitze herrscht, machte sich in Rom gegen Abend stets ein angenehm erfrischender Wind auf, der rasch die unter dem sengenden Sonnenhauch erstorbenen Lebensgeister wieder wachrief. Dann begannen sich die Straßen und Gassen und Gäßchen mit pulsierendem Leben zu füllen. Der während einigen Stunden etwas ins Stocken geratene Geschäftsverkehr wird mit verdoppeltem Eifer wieder aufgenommen. Die Tramways, die freilich auch über Mittag nie leer geworden sind, verdoppeln die Zahl der zirkulierenden Wagen. Die Droschkenkutscher, die sich seitwärts in den Schatten verzogen und dort auf ihren Böcken geschlafen hatten, kommen wieder auf die Piazza heraus und sehen sich nach Kunden, nach Fremden um.

«Trastevere, Signor, Monte Pincio?»

««Trastevere, si.»»

Und nun gehts in flinkem Trab durch die dichtbelebten Gassen des westlichen Rom dahin, dann über den schmutziggelben, langsam dahinfließenden Tevere, in jene prächtigen Anlagen hinein, die sich auf einem Höhenrücken bis gegen San Pietro in Vaticano hinziehen, und in deren Mitte sich das hochragende Garibaldi-Denkmal erhebt. Welch wundervoller Anblick; die ewige Stadt im Abendsonnenglanz! Hell blitzt der goldene Reiter von dem neuen, imposanten Nationaldenkmal herüber: ein Gruß, den er seinem treuen Vor- und Mitkämpfer da drüben herübersendet. Und all die vielen Kuppeln und Türme, die tausend Zinnen und Spitzen, die schimmernden Paläste längs des Quirinal und Esquilin, in der Ferne die gewaltigen Ruinen des Kolosseums und die edlen Pinien und Zypressen, die sich an Stelle der alten Kaiserpaläste auf dem Palatin erheben; auf der andern Seite endlich die schönen Gartenwälder des Monte Pincio, die massigen runden Formen der Engelsburg und die edlen Formen und Linien der Michelangeleschischen Kuppel: das Ganze ein Bild, wie es nur die herrliche Roma zu bieten vermag.

Und nun versinkt die Sonne glutrot in dem Dunst einer unendlichen Ferne. Wäre die Luft klarer, so müßte jetzt das Meer, das weite leuchtende Meer zu sehen sein.

Rasch bricht die Nacht herein. Der Himmel hat sich vom schönsten zartesten Blau durch ein tiefes, leuchtendes Grünblau hindurch in jenes satte Schwarzblau verwandelt, das die italienische oder spanische Sommernacht so reizvoll macht.

Nein, nicht nur der Frühling, nicht nur der Herbst, ist schön in Italien, auch der Sommer hat hier seine besonders schönen Seiten.

Ich habe vielfach behaupten hören, der Reisende aus dem Norden finde in den heißen römischen Nächten keinen Schlaf und keine Erholung. Schweißtriefend wälze er sich auf zerwühltem feuchtem Lager umher, leide unter der Mückenplage und laufe wohl gar Gefahr, durch Mückenstiche mit der Malaria bekannt zu werden.

Auch diese Behauptungen und Befürchtungen wohlmeinender Freunde haben sich mir in den heißesten Tagen der zweiten Julihälfte keineswegs als richtig erwiesen. Auf dem — glücklicherweise ziemlich harten, aber peinlich saubern Lager, das ich in meinem Privatquartier vorfand, genoß ich in den warmen, keinesfalls heißen Julinächten, eines herrlichen

Schlafes, nur selten durch kurze Träume unterbrochen. Von Mücken merkte ich auch gar nichts, trotzdem die Laden und die Fenster meines Zimmers jede Nacht weit offen standen. War daran die Nähe des Vatikan schuld, in dessen fürstlichen Gemächern sich die Eminenzen und Magnifizenzen sicherlich auch im Juli einen tiefen satten Schlaf zu gönnen, resp. zu verschaffen pflegen?

Nun, zweifellos ist das eine: die gefürchteten Maremmen mit ihrer Malariaplage sind heute durch die hygienischen Zustände Roms so weit gebändigt, daß wegen der Malaria niemand die Reise nach Rom zu unterlassen braucht.

Weit schlimmer als die Mücken aus den Maremmen sind eine Art Schmeißfliegen, die sich zu Dutzenden auf den ahnungslosen Fremden stürzen und ihn nicht eher wieder freigeben, als bis sie das Tröpfchen Blut besitzen, nach dem sie lechzen. Vermagst du dich ihrer für einen Augenblick zu erwehren, so sind sie im nächsten schon wieder da. Vor den Bahnhöfen, im Zentrum der Stadt, auf dem Dom- oder St. Petersplatze, vor dem Nationaldenkmal lauern sie auf dich von Sonnenaufgang bis lange nach Sonnenuntergang. Es gibt zwar geheimnisvolle Mittel, sich ihrer rasch und sicher zu erwehren, allein nur der Eingeweihte wird sich ihrer mit Sicherheit bedienen können. Sie bestehen vor allem darin, deine Herkunft zu verleugnen. Hüte dich, ein einziges Wort zu sprechen! Selbst das harmloseste „No, grazie" wird die ganze Meute erst recht hinter Dir herlocken. Eine energische, höfliche und elegante Geste, wie wir sie gelegentlich bei unsern Fratelli ticinesi zu sehen bekommen, schützt dich am besten vor den Zudringlichkeiten dieser Art Schmarotzer — natürlich zweibeiniger! — die sich mit schlechten Ansichtskarten und noch billigeren „Ricordi" an dich herandrängen.

Eine andere Plage ist die — Kellnerplage. Es ist eine routinierte Gesellschaft, diese schwarzbefrackten Diener der Gasthöfe und Kaffeehäuser. Den Fremden kennen sie auf den ersten Blick aus Dutzenden von Einheimischen heraus. Sie fragen nach deinem Begehr. Du bestellst ein caffé nero ghiacciato" oder so was — und die Vermutung des Kellners wird zur Gewißheit. Vorsichtig frägst du nach dem Preise. Aber der Kellner hat plötzlich ein Tischchen entdeckt, an dem es etwas für ihn zu tun gibt, und indem er sich eilfertig entfernt, wirft er dir eine Antwort zu, die du nicht verstehst; höchstens „— anta" oder „— antacinque" tritt daraus deutlicher zu Tage. Das Verlangte wird gebracht, und du frägst, um sicher zu gehen, nochmals nach dem Preise. Aber der Kellner ist schon wieder an einem benachbarten Tischchen beschäftigt, und du erhälst wiederum die höfliche Antwort: „— antacinque". Du wirst schließlich des Frage- und Antwortspiels müde und bezahlst, nachdem du deine Granita ausgelöffelt, mit einem größern Silber- oder Goldstück. Du bekommst auf einem kleinen Tellerchen, das der Kellner aus der Tasche zieht, eine ganze Hand voll Kleingeld heraus. Unmöglich lange zu zählen, denn der Cameriere ist pressiert und schaut sich angelegentlich nach den Tischen um, an denen sich eben einige andere Fremde niederlassen. Du steckst die Handvoll Kupfer und Nickel in die Tasche, gibst das übliche Trinkgeld, das der Schwarzbefrackte nonchalant in die Tasche gleiten läßt, und entfernst dich. Zählst du das Kleingeld nachträglich nach, so wirst du wahrscheinlich bemerken, daß sich der Cameriere zu seinen Gunsten um eine Lira geirrt und das Getränk zu einem ziemlich hohen „— antacinque" veranschlagt hat. — Nun, man geht ja nach Italien, um da etwas zu lernen. Wer zwei-, dreimal hereingefallen ist, wird sicherlich Mittel und Wege finden, ein nächstes Mal ungeschoren vom Kampfplatz wegzukommen.

Es wäre aber ungerecht, wollten wir unsere anspruchslose Plauderei, die sich mit all den Schönheiten und Kunstschätzen von Rom und Florenz nicht befassen konnte, mit dem Hinweis auf die oben erwähnten „Plagen" schließen. In einem kleinen reizenden Bade- und Fischerstädtchen der Riviera di Levante hat mir ein kurzer Aufenthalt und ein an sich unbedeutendes Vorkommnis gezeigt, daß das italienische Volk das ehrlichste und liebenswürdigste Volk der Welt ist.

(Schluß folgt.)

Gedichte von Gertrud Woker.

Wellenjagd.

Schäumende Wellen,
Im schimmernden Haare
Blitzende Kämme,
Jagen vorüber!
Schäumende Wellen
Jauchzen zum Himmel!
Und in den Jubel entfesselter Kraft
Mischt sich das trotzig verhaltene Stöhnen
Sterbender Wogen,
Zerschellt am Strand. —

Spätsommer.

Spätsommersonnentraum
Vom Himmel fällt.
Golden verklärt
Leuchtet die Welt.

Zitternde Sehnsucht
Träumt sich erfüllt.
Glühendes Leben
Vom Himmel quillt.

Im Berner Oberland.

Von Hedwig Dietzi-Bion.

Nun ist der helle Tag gegangen,
Und träumend steigt die Nacht empor;
Noch glühn der Riesenjungfrau Wangen
Scheu unter weißem Nebelflor.

Der Mönch wirft stumm ein letztes Grüßen
Der nie erreichten Liebe zu,
Schwer sinkt die Wimper ihm zur süßen
Und nie gestörten Alpenruh.

Und du, der du auf Erden weilest,
Ein armer Fremdling nur zu Gast,
Geh, daß du deine Seele heilest
In reine Alpenwelt zur Rast.

Schlag auf die müden Augenlieder
Und sieh, wie Alles schön zur Stund —
Ein Engel Gottes steigt hernieder
Und küßt dich leise auf den Mund.